Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 180 (2012)

Heft: 46

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

46/2012 • 15. NOVEMBER • 180. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

NICHTS IST IHM GLEICH

737 GOTT

739 LESEJAHR

740 SYNODE 72

743 KIPA-WOCHE

749 ÖKUMENE

750 AMTLICHER TEIL

Der stets grössere Gott»: Unter dieser Fragestellung stand die siebte christlich-muslimische Fachtagung des «Theologischen Forum Christentum – Islam», deren Referate und Diskussionen jetzt als Buch vorliegen.[1] Mit diesem Tagungsthema stiess das Dialogforum in den spirituellen Kernbereich beider Religionen vor. Dass Christen und Muslime vom selben sprechen, wenn sie von und über Gott reden,[2] war der keinesfalls selbstverständliche Ausgangspunkt der religionsvergleichend-dialogischen Bemühung, das Selbstverständnis des je Anderen ins eigene theologische Denken einzubeziehen.[3]

Dialog auf Augenhöhe

Das an der Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart angesiedelte wissenschaftliche Netzwerk hat sich allein schon dadurch grosse Verdienste erworben, dass es die an deutschsprachigen Hochschulen allmählich zahlreicher werdenden Vertreterinnen und Vertreter islamischer Theologie in einen paritätisch besetzten Austausch mit christlichen Fachvertreterinnen und Fachvertretern bringt. Das sich verdichtende Feld islamischer Theologie im deutschen Sprachraum ermöglicht zunehmend echte Dialogizität auf Augenhöhe. Gemeinsam ist Christen und Muslimen der Glaube an die Einzigkeit, Allmacht, Transzendenz Gottes, aber auch an dessen Wirken in der Welt, dessen Gegenwart und Immanenz. Dabei wissen beide Religionsgemeinschaften darum, dass Gott stets grösser ist als alle unsere Vorstellungen, Bilder und Begriffe. Gott als das «Absolute» wird von Menschen mit ihren begrenzten Wahrnehmungs- und Erkenntnismöglichkeiten immer nur relativ erfasst.

Schon die Bibel, die Gott mit personalen Eigenschaften und Bildern darstellt, hält zugleich auch hermeneutische Gegengewichte bereit: das Bilderverbot, den deutungsoffenen Gottesnamen, die Absage an zu anthropomorphe oder androzentrische Gottesbilder. Im Koran sind diese Impulse noch stärker ausgeprägt, wird darin doch immer wieder die Andersartigkeit Gottes ins Zentrum gestellt: «Nichts ist ihm gleich» (Sure 42,11). Gleichzeitig zeigt der Koran mit dem Vers «Wir sind dem Menschen viel näher noch als seine Halsschlagader» (Sure 50,16; 2,186), dass auch die barmherzige Zuwendung Gottes zum Menschen keineswegs fremd ist. Ja, im Blick auf den Tag der Auferweckung kommen Christen und Muslime darin überein, dass Gottes Barmherzigkeit grösser sein wird als sein Zorn.

Mystik als verbindende Brücke

Zu den spannendsten Ausführungen des Bandes gehören diejenigen, die nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden mystischer Gotteserfahrungen in Christentum und Islam fragen. Zahlreiche Ähnlichkeiten schaffen hier Anknüpfungspunkte für einen Dialog. Analog zur biblischen Rede von der Gottebenbildlichkeit des Menschen spricht der im muslimischen Andalusien geborene, bis heute einflussreiche Sufidenker Ibn Arabi (1165–1240) vom Menschen als «Spiegelbild Gottes». Damit ist nicht eine Vergöttlichung des Menschen gemeint, sondern die Nachahmung der göttlichen Eigenschaften wie Liebe und Barmherzigkeit. In den mystischen Strömungen von Christentum und Islam ist das Bewusstsein besonders ausgeprägt, dass Gott nicht zu «haben» ist. Dieses Bewusstsein, von

GOTT

Dr. theol. Christoph Gellner ist Leiter des Instituts für kirchliche Weiterbildung (IFOK) und des Dritten Bildungswegs an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern.

Gott nicht angemessen sprechen zu können, geht zugleich mit einer enormen Sprachproduktivität einher, die die Grenzen der Sprache kreativ austestet und sprengt. In der Erfahrung der Gottesferne und des Gottesentzugs verwahrt sich gewissermassen Gott selbst dagegen, in Besitz genommen zu werden. Zu Recht insistiert Karl Rahner darauf, «dass Gott wesentlich der Unbegreifliche ist, dass seine Unbegreiflichkeit wächst und nicht abnimmt, je richtiger Gott verstanden wird (...)».[4] Die vielfältigen Traditionen einer «negativen» und «apophatischen» Theologie in Christentum wie Islam haben ihre Berechtigung und Notwendigkeit, müssen jedoch immer wieder durch eine «positive» Theologie ergänzt werden. Gerade für die prophetischen Religionen ist entscheidend, dass Schweigen keinesfalls ein angemessenerer Ausdruck der unverfügbaren Andersheit Gottes ist als das Wort – hat sich doch Gott selbst zur Sprache gebracht. Dies macht deutlich, dass Mystik nicht über den Religionen steht, sondern in den Religionen, sie ist von ihren Glaubensinhalten, Sprach- und Denktraditionen geformt. Es greift zu kurz, Mystik nur als äussere Form einer religionsübergreifenden inneren Erfahrung und als gemeinsamen Einheitsgrund oberhalb der Religionen zu sehen.

Gott bin ich, kein Mann

Kaum weniger aufschlussreich wird der Umgang mit Gewalttexten in Bibel und Koran unter dem Stichwort «Gottes dunkle Seiten» kritisch evaluiert. Ein eigenes Unterforum widmet sich dem Verhältnis von Gottesbildern und Geschlechterkonstruktionen. Christliche wie islamische Theologie betonen, dass Gott weder «männlich» noch «weiblich» ist, sondern sämtliche geschlechtliche Wesensattribute transzendiert. Dennoch finden sich in Bibel und Koran eine Vielzahl überwiegend männlich geprägter Namen und Eigenschaften Gottes («der Herr der Welt», «der Richter» usw.), die es heute gendersensibel zu reflektieren gilt im Dienst geschlechtergerechter Theologie und Praxis. Dabei müssen jene weiblich konnotierten Eigenschaften Gottes, wie sie die heiligen Schriften selbst schon enthalten, patriarchats- und machtkritisch zur Geltung gebracht werden. Darüber hinaus sind die geschlechtlichen Kategorien in Bezug auf Gott mit Hilfe von transpersonalen Begriffen und Bildern immer wieder zu übersteigen.

Wahrer Monotheismus

Christen und Muslime eint der Glaube an den einen und einzigen Gott. Doch stand der Streit um den wahren Monotheismus von Beginn an im Zentrum christlich-muslimischer Kontroversen. Gewiss hat sich die christliche Trinitätslehre in einem langen, komplexen Prozess herausgebildet, der nur im Rahmen zeitbedingter Philosophie und Terminologie einigermassen zu verstehen ist – über ihre innere Denknotwendigkeit vertraten die christlichen Theologen des Forums durchaus unterschiedliche Einschätzungen. Gerade darin liegt die Chance eines religionsvergleichenden Dialogs, dass dieser im Licht der Herausforderung des Anderen die eigene Religionstradition neu und tiefer zu verstehen versucht, was zur Verflüssigung interreligiöser Fronten beitragen kann.

Letztlich ist auch Trinitätstheologie «Gottesmetaphorik»; die christlich-islamische Schlussreflexion betont, dass das trinitarische Bekenntnis nach christlichem Selbstverständnis die «gemeinsame monotheistische Grundüberzeugung keineswegs verlässt, sondern die spezifisch christliche Ausprägung des Monotheismus darstellt».[5] Christen verstehen ihr Bekenntnis zu Jesus von Nazaret als Christus und Sohn Gottes nicht als additive «Beigesellung» – als gebe es zwei Götter oder ein (halb-)göttliches Wesen neben Gott –, sondern als Vertiefung des Gottesverständnisses. Gottessohnschaft meint keine quasiphysische Abkunft, vielmehr eine Beziehungsaussage, die Vater-Sohn-Terminologie ist ein «metaphorisches Beziehungsbild», das die einzigartige und unüberbietbare Nähe und Gegenwart Gottes in Jesus ausdrückt, jedoch nicht im Sinne eines biologischen Verhältnisses missverstanden werden darf. «Dadurch, dass wir Menschen durch Jesus und seinen Geist in diese Beziehung zu Gott hineingenommen sind, dürfen wir uns auch ‹Söhne und Töchter›, ‹Kinder Gottes› nennen.»[6]

Gott ist grösser

Die Erinnerung daran, dass jedes Glaubensbekenntnis letztlich doxologisches Sprechen ist: gottesdienstlicher Lobpreis, Gebet und Versenkung ins Geheimnis Gottes, dient als Korrektiv gegen alles falsche Bescheidwissen über Gott. Es ist gerade die islamische Mystik, die den Horizont allen Gottdenkens offen hält zu anderen Religionen. So warnt Ibn Arabi eindringlich, sich «durch einen bestimmten Glauben fesseln zu lassen und alles Übrige zu leugnen (...). Gott ist weiter und gewaltiger, als dass ihn ein einziger Glaube in sich beschliessen könnte».[7] Ebenso ermuntert die Erklärung des Konzils über die nichtchristlichen Religionen, die biblische Entgrenzung des Heils weiterzudenken und über die eigenen Horizonte hinaus Gott grösser sein zu lassen. Trotz aller bleibenden Unterschiede können sich Christen, Juden und Muslime im gemeinsamen Gebet vor dem einen-einzigen Gott «als Geschöpfe des einen, gütigen und barmherzigen Gottes erfahren, der stets grösser ist als all unser Verstehen und Gestammel: *allahu akbar – deus semper maior!*».[8]

Christoph Gellner

[1] Andreas Renz / Mohammad Gharaibeh / Anja Middelbeck-Varwick / Bülent Ucar (Hrsg.): «Der stets grössere Gott». Gottesvorstellungen in Christentum und Islam. (Verlag Friedrich Pustet) Regensburg 2012.
[2] Vgl. Christoph Gellner: Der Glaube der Anderen. Christsein inmitten der Weltreligionen. Düsseldorf 2008, 60 ff.
[3] Vgl. Klaus von Stosch: Komparative Theologie als Wegweiser in der Welt der Religionen. Paderborn 2012.
[4] Karl Rahner: Frömmigkeit früher und heute, in: Ders.: Schriften zur Theologie Bd. 7. Einsiedeln 1971, 22 f.
[5] Die deutschen Bischöfe: Der Glaube an den dreieinen Gott. Eine Handreichung der Glaubenskommission der Deutschen Bischofskonferenz zur Trinitätstheologie. Bonn 2006, 87.
[6] Andreas Renz: Beten wir alle zum gleichen Gott? Wie Juden, Christen und Muslime glauben. München 2011, 98.
[7] Zitiert nach: Johann Christoph Bürgel: Tausendundeine Welt. Klassische arabische Literatur vom Koran bis zu Ibn Chaldun. München 2007, 136.
[8] Andreas Renz / Stephan Leimgruber: Christen und Muslime. Was sie verbindet – was sie unterscheidet. München 2004, 203. Vgl. Christoph Gellner: Dass es etwas Grösseres gibt. Muslimische Stimmen in der Gegenwartsliteratur, in: Herder Korrespondenz 66 (2012), 102–106.

KOMMT DER MESSIAS? WIEDER? UND WENN JA: WELCHER?

1. Adventssonntag: 1 Thess 3,12–4,2

Die Texte des 1. Adventssonntags im neuen Kirchenjahr C haben Störpotenzial: Auf heilsverheissende, prophetische Worte aus Jeremia (33,14–16), die der liturgische Kontext auf Christus hin auslegt, folgt eine Lesung aus 1 Thess, in der Paulus der Gemeinde Wünsche für den Zeitpunkt der «Ankunft unseres Herrn Jesus mit allen seinen Heiligen» ans Herz legt. Das Evangelium aus Lk 21 schliesst daran mit apokalyptischen Bildern und Verhaltensratschlägen an, die angesichts des erwarteten, für Lukas (bzw. den lk Jesus) offenbar gleichermassen bedrohlichen wie hoffnungsvollen Kommen des «Menschensohnes» Zuversicht stiften wollen.

Starke Worte und Bilder – nichts für einen gemütlichen Nachmittag beim Schein der ersten Adventskerze. Wie an jedem 1. Advent lenkt die Liturgie den Blick nicht auf das erste Kommen des Messias, sondern auf die Parusie. Diese Spannung gilt es so fruchtbar zu machen, dass daraus – vielleicht, hoffentlich! – neue Aufbrüche in Leben und Glauben möglich werden. Denn wer glaubt heute noch wirklich daran, dass der Christus einmal (wieder-)kommen wird – jedenfalls so konkret, wie es in den neutestamentlichen Bildern beschrieben ist? Und wer ausser fundamentalistisch-biblizistischen Gruppen vermag angesichts der Klimaerwärmung mit realen Katastrophen wie dem Sturm «Sandy» fiktiven Weltuntergangs-Szenarien noch «apokalyptisches», also ent-hüllendes Hoffnungspotenzial abzuringen?

1 Thess 3,12–4,2 im frühjüdischen Kontext

Es mag unklug sein, gleich die erste Auslegung des neuen Lesejahrs mit einer Abweichung vom üblichen Aufbau dieser Kommentare zu beginnen, der zunächst die ersttestamentlich-frühjüdischen Kontexte der Lesung zu erhellen versucht. Im vorliegenden Fall hat das gewichtige Gründe: Ein Kernelement der Lesung aus 1 Thess, die Erwartung der Wiederkunft des Messias (V. 13), hat(te) erstaunliche Parallelen in einer besonderen Variante nicht des antiken, sondern des gegenwärtigen Judentums. In der orthodoxen jüdischen Chabad-Bewegung hat sich in den 1980er-/90er- Jahren eine messianische Ausprägung jüdischen Glaubens entwickelt. Rabbi Menachem Mendel Schneerson (1902–1994), der die Bewegung als siebter «Lubavitcher Rebbe» seit 1950 leitete, betonte diese Aspekte wesentlich stärker als seine Vorgänger. Mit der Zeit entwickelte sich im Chabad ein messianischer Eifer in Gebet und praktischer Nächstenliebe, der seit der Bewegung um Sabbatai Zvi im 17. Jahrhundert nicht mehr dagewesen war. Spätestens nach einer flammenden Predigt des charismatischen «Rebbe» zum Ende des Pessachfestes am 11. April 1991 («Ich habe alles getan, was ich kann. Ich übergebe es euch. Tut alles, was ihr könnt, um den gerechten Erlöser herbeizubringen, sofort! Ich habe meinen Teil getan. Von nun an liegt alles in eurer Hand»[1]) waren erhebliche Teile seiner Anhängerschaft davon überzeugt, dass Schneerson selbst der herbeigeflehte Messias sei, ohne sich jedoch als solcher zu offenbaren. An Orten mit starker Chabad-Präsenz waren Plakate mit roter, aufgehender Sonne auf gelbem Grund und der hebräischen Aufschrift «Bereitet euch vor auf das Kommen des Messias» allgegenwärtig, wie ich während meines Studienjahres in Jerusalem miterleben konnte.[2] Am 2. März 1992 erlitt Schneerson jedoch einen Schlaganfall mit halbseitiger Lähmung und Verlust der Sprechfähigkeit, bis er am 12. Juni 1994 verstarb. In der Folge kam es im Chabad zu Auseinandersetzungen um Messianismus, die – allen Unterschieden zum Trotz – ein interessantes Licht auf die jesusmessianische Bewegung nach der Kreuzigung Jesu werfen. Unter anderem bildete sich im Chabad eine Gruppe von Messianisten, die davon ausging, dass der «Rebbe» bei Gott lebt und wiederkommen wird. Diese Ansicht wurde jedoch nicht nur von der Chabad-Führung abgelehnt, sondern veranlasste am 1. Juni 1996 auch den «Rabbinical Council of America», eine Vereinigung orthodoxer Rabbiner, zu einer Stellungnahme, wonach «es im Judentum keinen Platz gibt und nie gegeben hat für den Glauben, dass der Messias, Sohn Davids, seine messianische Sendung nur beginnen wird, um Tod, Begräbnis und Auferstehung zu erfahren, bevor er sie vollendet».[3] Selbst Kritiker der fundamentalistischen Ausrichtung des Chabad bescheinigen der Bewegung jedoch einen horizonterweiternden Umgang mit dem Messianismus: Schneerson betonte u.a. die universale Bedeutung des Messias und relativierte damit die traditionelle Abgrenzung zwischen Israel und den «Völkern».[4] Auch dies hat Ähnlichkeiten zur Entwicklung der jesus-messianischen Bewegung, die bekanntlich die Universalität jüdisch-messianischen Glaubens und die «Heidenmission» ins Zentrum rückte (z.B. Mt 28,19).

Heute mit Paulus im Gespräch

Schon Paulus und die Evangelisten lenken die Frage nach dem (Wieder-)Kommen des Messias weg vom Forschen nach «Zeichen der Zeit» hin zur inneren Ausrichtung auf den Christus und eine dementsprechende Lebenspraxis (vgl. neben unserem Lesungstext auch 1 Thess 5,1–11). Darüber hinaus haben Parusie-Hoffnungen das Potenzial, gegenwärtige Entwicklungen in Welt, Glauben und Kirche grund-legend und grund-stürzend in Frage zu stellen und daran zu erinnern, dass das Kommen des Messias bereits beim ersten Mal für Teile der religiösen Führungsgruppen überaus anstössig war. Deshalb hat die Parusie seit langem mehr die Literatur beflügelt als die Theologie, Dostojewskis «Grossinquisitor» ist nur das berühmteste Beispiel dafür. Kürzlich ist unter dem Pseudonym «Antoine Derride SJ» eine literarisch, philosophisch und theologisch gleichermassen kunstvoll-anregende wie auch satirisch-verstörende Parusie-Variante mit Berner Lokalkolorit veröffentlicht worden.[5] Der wiedergekommene Christus, eine Art Performance-Künstler Mitte Fünfzig, besucht einen alternden Jesuiten im Berner «aki», «der es vorgezogen hat, aufzuhören, auf den Messias zu warten. Er wartet auf den Tod».[6] Der Jesuit entdeckt in der Begegnung mit dem Fremden seine jüdischen Wurzeln wieder – und Jesus selbst vertraut dem Jesuiten unter Gelächter (und dem Siegel des Beichtgeheimnisses) an, worin er sich bei seinem ersten Kommen geirrt habe …

Unvergessen ist mir bei der Frage nach der Parusie ein Bonmot, das Schalom Ben-Chorin uns, einer ökumenischen Gruppe Theologiestudierender, 1992 in einer Vorlesung an der Jerusalemer Dormitio-Abtei 1992 mitgab. Er, Ben-Chorin, glaube – trotz Hochachtung für seinen «Bruder Jesus» – zwar nicht daran, dass dieser der Messias gewesen sei [«Der Glaube Jesu (an den Gott Israels) verbindet uns. Der Glaube an Jesus (als Messias) trennt uns»]. Doch falls sich am Ende der Zeit herausstellen sollte, dass der Messias, auf den er, Ben-Chorin, noch hoffe, identisch sei mit Jesus von Nazareth, der bereits einmal gekommen sei – nun, den werde er auch anerkennen … *Detlef Hecking*

[1] http://www.chabad.org/therebbe/timeline.asp?AID=62185.

[2] Manche säkularen Juden reagierten auf eigene Weise: Mehrere Läden in Westjerusalem führten damals T-Shirts mit identischem Motiv, aber dem spöttisch-ironischen hebräischen Aufdruck: «Ich bin gekommen» …

[3] http://www.rabbis.org/news/article.cfm?id=101128.

[4] Vgl. Nathan Peter Levinson: Der Messias von Brooklyn, in: Ders.: Der Messias. Stuttgart 1994, 118–130, 125f.

[5] Antoine Derride SJ: Messiah. Eine Dekonstruktion christlicher Theologie. Wien 2008.

[6] Ebd., 83.

Der Theologe Detlef Hecking ist Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

SKZ 46/2012

SYNODE 72

EIN ZEITZEUGE ÜBER DIE SYNODE 72

Die Synode 72 (1972–1975) ist ein Teil meines Lebens. Als Präsident der gesamtschweizerischen Vorbereitung, der Diözesansynode St. Gallen und der gesamtschweizerischen Sitzung stand ich damals vor grossen Herausforderungen. Ich durfte aber auch erfahren, welche Kräfte ein zeitlich begrenzter Grosseinsatz in der Kirche der Schweiz freisetzen kann. Um die Bedeutung der Synode 72 für die damalige Zeit und für heute besser verstehen zu können, müssen wir beachten, in welchem kirchlichen Horizont sie stattgefunden hat.

1. Die Situation der sechziger und siebziger Jahre

Geboren 1930, bin ich im katholischen Gossau aufgewachsen. Mehrere Verwandte waren Priester und Ordensschwestern. Der Pfarrer war zugleich Schulratspräsident. Im sonntäglichen Hauptgottesdienst wurden die Namen derer verlesen, welche in der Christenlehre vom vergangenen Sonntag unentschuldigt gefehlt hatten. Was der Priester sagte, galt. In meiner Jugend lebte ich in einer festgefügten Kirche. Dass wir einem Wandel entgegengehen, kündete der Zweite Weltkrieg an. Als Primarschüler erlebte ich Bombenalarm und Luftschutzkeller. Als Theologiestudent von 1944–1953 in Innsbruck lernte ich Ruinen und Wiederaufbau kennen. Ich besuchte deutschsprachige Flüchtlinge aus Rumänien in einer Baracke. Einige Kollegen kamen aus der russischen Kriegsgefangenschaft. Die Kirche im Tirol war bis 1945 durch den Nationalsozialismus unterdrückt. Bischof Paulus Rusch von Innsbruck setzte sich nach dem Krieg konsequent für neue Strukturen, aktives Pfarreileben und lebendige Gottesdienste ein. Als Schüler von Karl Rahner lernte ich, scheinbare religiöse Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen. Ich spürte den Wind neuen Denkens neben der neuscholastischen Philosophie und Theologie. Mich faszinierte die damals neue Disziplin der Pastoralsoziologie, welche gewohnte pastorale Routine durch eine Zukunftssicht auf der Basis der veränderten Welt zu erneuern suchte. Als ich 1953 zum Weihekurs nach St. Gallen kam, fühlte ich mich in eine vergangene Welt zurückversetzt. Vom Krieg verschont, lebten wir besser als die Bewohner der Kriegsländer. Die Kirche funktionierte wie früher. Ich hatte manchmal den Eindruck, man wolle durch Pflege kirchlicher Traditionen eine heile Welt aufrechterhalten.

In dieser Situation empfand ich als junger Priester die Einberufung und Durchführung des Zweiten Vatikanischen Konzils als befreiendes Zeichen der Hoffnung. Die Kirche bleibt nicht stehen in einer Welt, die sich rasant entwickelt. Sie beginnt diese mit Blick in die Zukunft zu evangelisieren. Ähnlich erging es vielen Kollegen und vielen damaligen Bischöfen. Es gab allerdings auch unter den Bischöfen eine Minderheit, die in Sorge war, das Konzil verlasse die Tradition und verrate das Erbe des Christi. Das Konzil wollte eine Spaltung vermeiden und suchte deshalb Formulierungen, welche die verschiedenen Denkrichtungen nicht vor den Kopf stossen. Der Preis dieser Sorge war die Möglichkeit, die Konzilsdokumente verschieden zu interpretieren.

Wer ist befugt, die Konzilstexte zu interpretieren? In den Jahrzehnten vor dem Konzil wurde der Papst als der Obere betrachtet, die Bischöfe als seine Untergebenen. Im Konzil erlebten die Bischöfe, dass ihre Aufgabe nicht nur darin besteht, auf den Papst zu hören. Sie haben im «Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe» (Nr. 8a) den Text verabschiedet: «Als Nachfolger der Apostel steht den Bischöfen in den ihnen anvertrauten Diözesen von selbst jede ordentliche, eigenständige und unmittelbare Gewalt zu, die zur Ausübung ihres Hirtenamtes erforderlich ist.» Im Konzil konnten die versammelten Bischöfe im Hören aufeinander, auf die Theologen und auf Vertreter anderer Kirchen das Wirken des Geistes in neuer Art erfahren.

Das Konzil eröffnete neue Perspektiven. In manchen Belangen war das bisher geltende Kirchenrecht überholt. Es gab zwar nachkonziliäre Regelungen. Aber viele Fragen blieben offen. Es bestand ein gewisses Vakuum. Die Bischöfe und Bischofskonferenzen konnten die entstehende Aufbruchsstimmung nicht neutralisieren und weiter wirken, als ob nichts geschehen wäre. Durch den Geist des Konzils gedrängt und durch den Einbau konziliärer Entscheidungen in vorkonziliäre Strukturen noch nicht beengt, sahen sich viele Bischöfe verpflichtet und legitimiert, zu handeln. Die Erfahrung gemeinsamen Wirkens im Konzil ermutigte viele Bischöfe, die alte synodale Tradition neu aufzunehmen. Auf solchem Hintergrund entstand die Synode 72 in der Schweiz.

2. Strukturen und Besonderheiten

Die Idee von Synoden gewann in verschiedenen Ländern und Diözesen an Boden. Grosses Interesse und teilweise auch Bewunderung erfuhr das niederländische Pastoralkonzil, welches bereits 1966 begann. Im April 1968 nahm ich an einer Sitzung teil. Ich war damals sehr beeindruckt von der Offenheit der Aussprache, vom Selbstbewusstsein einer Kirchenprovinz und vom riesigen Einsatz der führenden Kreise der niederländischen Kirche.

Auch in der Schweiz stiessen synodale Bestrebungen auf Interesse. Konkret wurde das Projekt von Synoden in der Schweiz am 9. Januar 1969. Damals kamen die Bischofsvikare Alois Sustar (Chur) und

Der seit September 2006 emeritierte Bischof Ivo Fürer war von 1995 bis 2006 Bischof von St. Gallen. Zuvor arbeitete er über Jahrzehnte als Bischofsvikar des Bistums St. Gallen und Generalsekretär des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen in bistumsübergreifenden Projekten in der Schweiz und in ganz Europa mit.

Der Artikel gibt den Vortrag wieder, den Bischof em. DDr. h. c. Ivo Fürer im Rahmen der Ringvorlesung «Synode 72» am 29. März 2012 an der Universität Luzern gehalten hat.

Otto Wüst (Basel) und ich zusammen. Wir überlegten, wie wir uns in unseren Tätigkeiten der nachkonziliären Arbeit gegenseitig inspirieren und zusammen arbeiten könnten. Bischofsvikar Sustar berichtete, dass Bischof Vonderach von Chur beabsichtige, eine Diözesansynode einzuberufen. Wir waren uns rasch einig, dass auch die Bistümer St. Gallen und Basel Synoden einberufen und wenigstens auf der Ebene der deutschsprachigen Schweiz zusammenarbeiten sollten. Schon am 27. Januar 1969 fand eine Aussprache der Bischofsvikare mit den Bischöfen von Chur, Basel und St. Gallen statt. Am 10. März 1969 stimmte die Bischofskonferenz dem Grundsatz zu, Diözesansynoden mit gemeinsamer Vorbereitung einzuberufen. Die Bischöfe von Lausanne-Genf-Freiburg, Sitten und Lugano entschlossen sich noch nicht definitiv, wollten aber nicht abseits stehen. Sie ernannten je einen Delegierten, der die Vorbereitungsarbeit verfolgen sollte. Später schlossen sie sich dem Projekt an. In einem Interview hat Bischof François Charrière von Fribourg dazu besagt: «Le vent souffle de l'est.»

Das damals beschlossene Schweizer Modell ist, soweit mir bekannt, einzigartig. In einigen Regionen wurden nationale Synoden abgehalten, in anderen regionale wie z. B. in Santiago de Compostela oder diözesane wie z. B. in Bozen-Brixen. In der Schweiz ist das kirchliche Leben in den Sprachregionen verschieden gestaltet. Eine Synode auf Landesebene wäre deshalb eine Überforderung gewesen. Andererseits wäre eine unabhängige Vorbereitung und Durchführung der Synoden in den einzelnen Diözesen, insbesondere im gleichen Sprachraum, stossend und eine personelle und finanzielle Überforderung gewesen. Der Beschluss der gemeinsamen Vorbereitung war eine grosse Chance. Eine bisher nie dagewesene Zusammenarbeit unter den verschiedenen Sprachregionen der Schweiz bahnte sich an.

Die Leitung der Vorbereitung übernahm vorerst die Konferenz der Bischofsdelegierten der sechs Diözesen und der Abtei St-Maurice. Entscheidend wurde sodann die Interdiözesane Vorbereitungskommission, welche am 31. Januar 1971 zum ersten Mal tagte und 29 Mitglieder umfasste. 528 Personen arbeiteten in 18 interdiözesanen Sachkommissionen. Sie erstellten Entwürfe für die Diözesansynoden zu den 12 Themen (auf diese werde ich im dritten Teil zurückkommen). Sie erarbeiteten ein Rahmenstatut und eine Geschäftsordnung für die Diözesansynoden, ein Interdiözesanstatut und eine Geschäftsordnung zum Interdiözesanstatut. Andere Kommissionen befassten sich mit Finanzen und Information.

In den Vorbereitungskommissionen arbeiteten bekannte Theologieprofessoren, Studentinnen und Studenten, Lehrerinnen und Lehrer, Generaloberinnen von Kongregationen und Sakristane zusammen und bemühten sich, Texte zu formulieren, welche verstanden werden. Ich erinnere mich an eine junge Medizinstudentin, welche in der Kommission «Glaube und Glaubensverkündigung» Theologieprofessoren aufzeigte, wie weit sie vom Leben junger Menschen entfernt sind, und sie drängte, verständlich zu reden. Ich erinnere mich auch an eine Diskussion in der Kommission «Ehe und Familie». Man erklärte mir, dass sie beschlossen hätten, eine «Trämlersprache» zu gebrauchen. Sie meinten damit, was sie an Texten erarbeiteten, sollte ein Tramführer ohne weiteres verstehen können. In allen Kommissionen wirkten Vertreterinnen und Vertreter nichtkatholischer Kirchen mit.

Je mehr die Vorbereitungstexte Gestalt annahmen, desto deutlicher wurde, dass in einzelnen Diözesen ähnliche Texte mit kleineren oder grösseren Differenzen verabschiedet werden könnten. Wir erachteten dies grundsätzlich als sinnvoll. Wir waren aber auch überzeugt, dass sich die Diözesen in wichtigen und besonders diskutierten Fragen einigen müssen. Deswegen wurde die Abhaltung von gesamtschweizerischen Sitzungen in Bern vorgesehen. Sie konnten einen Gegenstand abschliessend behandeln, wenn alle Diözesansynoden der Abtretung der Beschlusskompetenz zustimmten. Diese Regelung erforderte ein genau aufeinander abgestimmtes Behandlungsprogramm in den Diözesen. Die Diözesansynoden behandelten alle am gleichen Tag die gleichen Themen. Per Telex wurden alle täglich informiert, wo sie mit der Behandlung stehen. Jeden Abend erfolgte eine Telefonkonferenz. Wenn eine Diözesansynode die Abtretung der Beschlusskompetenz beantragte, wurden die anderen informiert und gefragt, ob sie der Abtretung zustimmen.

Für die Zusammensetzung der Diözesansynoden wurde im Interdiözesanen Rahmenstatut die Höchstzahl der Mitglieder auf 200 festgelegt. Die Synode St. Gallen zählte 120 Synodalen. Gemäss den römischen Vorschriften mussten die Hälfte Priester sein. Unser Rahmenstatut wollte garantieren, dass die Hälfte Laien im vollen Sinn seien. Man zählte deswegen die Ordensleute zu den Priestern. Um eine römische Erlaubnis wurde nicht nachgesucht. Der damalige Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, Bischof Nestor Adam von Sitten, erklärte in der Päpstlichen Bischofskongregation die Schweizer Lösung, welche nicht mehr modifiziert werden könne. Dabei blieb es. Von den Laien mussten wenigstens ⅓ Frauen, ⅕ Jugendliche und ⅐ Gastarbeiter sein. Zu allen synodalen Sitzungen in den Diözesen wie auf Landesebene wurden Vertreter nichtkatholischer Kirchen und auch nichtchristlicher Religionen eingeladen. Sie hatten volles Mitspracherecht, was zum Erfolg der Synode beitrug. Sie besassen aber kein Stimmrecht.

Wichtiger als die Präsenz verschiedener Kategorien war die Mitwirkung von konservativen und

SYNODE 72

progressiven Katholiken. Es gab vom Konzil ermutigte Synodalen, die sich vehement für eine zukunftsgerichtete Kirche einsetzten. Aber auch Katholiken waren vertreten, welche in ihrer Kindheit und Jugend gute Erfahrungen mit der Kirche gemacht hatten und diese für die kommenden Generationen unverändert erhalten wollten. Andere bekannten offen, dass sie zwar mit der gegenwärtigen Kirche nichts anfangen können, dass sie sich aber in der Synode einsetzen, weil sie eine Zukunft für die Kirche sehen.

Die Synodalen nahmen an sieben diözesanen Sessionen zu je vier Tagen, die für die schweizerische Synodenversammlung gewählten Delegierten zusätzlich an sechs Sessionen zu je zwei Tagen teil. Zudem arbeiteten sie in diözesanen und interdiözesanen Kommissionen mit. Mehr als 1000 Personen stellten somit während dreier Jahre jährlich zwei Wochen dem Einsatz für die Zukunft der Kirche zur Verfügung. Daraus entstand ein Kapital an kirchlicher Erfahrung und kirchlichem Einsatz, welches in den nachfolgenden Jahren für die schweizerischen, diözesanen und pfarrlichen Gremien wertvoll war.

Welche Stellung hat der Bischof in der Synode? Die Priester- und Seelsorgeräte sind Beratungsorgane des Bischofs. Die Synoden hatten einen verbindlicheren Charakter. Art. 2,8 des Rahmenstatuts präzisierte, dass Beschlüsse vorliegen, wenn der Bischof dem Text der Plenarversammlung zustimmt. Kann er nicht zustimmen, ist er gehalten, seinen Entscheid zu begründen. Das Statut sieht für diesen Fall ein Einigungsverfahren vor. Wenn der Bischof definitiv nicht zustimmen kann, entsteht kein Synodenentscheid. Der Bischof hat aber immer die Möglichkeit, ausserhalb der Synode verbindliche Entscheidungen zu fällen. Die Synode 72 fand nicht ohne Kontakt mit den päpstlichen Instanzen statt. Die Nuntiatur in Bern erhielt sämtliche Unterlagen aller Synoden. Nuntius Ambrogio Marchioni besuchte diözesane und interdiözesane Synodenversammlungen. Anfang Januar 1974 führte ich in Rom eingehende Gespräche mit Vertretern der Bischofskongregation (Kardinal Sebastiano Baggio, Mgr. Marcello Costalunga, Mgr. Abresch) mit dem Sekretär der Kleruskongregation (Erzbischof Maximino Romero), dem Sekretär des Laienrates (Uylenbrock) und mit Mgr. Donato Squicciarini vom Staatssekretariat (später Nuntius in Wien, damals zuständig für die Schweiz im Rat der öffentlichen Angelegenheiten). Bei diesen Gesprächen kam zu Sprache, ob das interdiözesane Statut einer römischen Genehmigung bedurft hätte. Man einigte sich schliesslich darauf, diese sei indirekt als erfolgt zu betrachten. Diskutiert wurde die Stellung des Bischofs in der Synode. Von Seiten der Bischofskongregation wurde damals betont, dass man bei Bischofsernennungen auf die Dialogfähigkeit der Kandidaten achte. Mgr. Abresch studierte in der Bischofskongregation die Protokolle der einzelnen Synoden und der Gesamtschweizerischen Sitzungen. Er musste aber feststellen, dass er angesichts der grossen Fülle von Unterlagen überfordert sei. Mgr. Squicciarini wies auf die Risiken der Synode hin. Ich antwortete, gewisse Risiken seien für das Leben der Kirche notwendig, eine Grabesruhe wäre das grösste Risiko.

Gleichzeitig mit der Synode 72 in der Schweiz fanden Synoden auf nationaler Ebene in den Niederlanden, Deutschland, der DDR und Österreich, auf regionaler und diözesaner Ebene in Luxembourg, Slowenien, Italien, Spanien und Frankreich statt. Dies provozierte einerseits eine Reihe von Studien, vor allem in deutscher Sprache. Das klassische Werk von Papst Benedikt dem XIV. «De Synodo Dioecesana» von 1775 wurde zu Rate gezogen. Ich schrieb zwei Beiträge in lateinischer Sprache in den «Periodica de re morali, canonica, liturgica», herausgegeben von der Päpstlichen Universität Gregoriana (62 / 1973), welche ein gewisses internationales Interesse erweckten. Die Artikel waren den Sachbearbeitern der römischen Kurie, mit denen ich in Kontakt trat, bekannt. Am 20. Oktober 1972 referierte ich an der zweiten Sitzung des Rates der Europäischen Bischofskonferenzen (CCEE) zum Thema «Bischof und Synode».

1970 entstand ein europäischer Arbeitskreis für Synodenfragen, deren Teilnehmer Vertreter der oben genannten Synoden waren, welchen der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz zusammen mit mir leitete. Dieser Arbeitskreis förderte vor allem die Zusammenarbeit im deutschsprachigen Raum. Ich nahm regelmässig an der Synode in Dresden (DDR) teil. Das damalige Regime erlaubte die Einladung von sechs Vertretern aus dem westlichen Ausland.

In einer Synodensitzung in der DDR erfuhr ich, dass Karol Kardinal Wojtyla, Erzbischof von Krakau, eine Synode vorbereitete. Ich dachte, unsere Erfahrungen könnten für Polen wertvoll sein. In einem Brief vom 4. Februar 1974 lud ich den Kardinal ein, Vertreter zu unserem Arbeitskreis zu entsenden. Es ist nicht dazu gekommen. Die Entwicklungen in Westeuropa wurden in Polen mit gewisser Skepsis betrachtet. Am 2. März 1975 nahm Kard. Wojtyla an einer schweizerischen Sitzung in Bern teil. Einer späteren Äusserung vom ihm als Papst musste ich entnehmen, dass es für ihn als polnischen Bischof fremd anmutete, dass er von mir, einem Priester als Synodenpräsidenten begrüsst wurde, während die Schweizer Bischöfe unterhalb des Präsidiums um einen Tisch herum im Plenum Platz nahmen.

3. Die Themen

Nach Abschluss der Synode, als römische Bestimmungen das oben erwähnte Vakuum wieder auszufüllen begannen, distanzierten sich gewisse Kreise von den Synodentexten. Sie sagten, das Ereignis sei wichtig und sehr wertvoll gewesen, die Texte müsse

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
13.11.12 / Nr. 46
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Die erkaltete Asche über der Glut wegräumen

Abt Martin Werlen erachtet die heutige Situation der Kirche als dramatisch

Von Josef Bossart

Zürich. – Das jüngste Schreiben des Einsiedler Abtes Martin Werlen (50) trägt zwar den harmlosen Titel "Miteinander die Glut unter der Asche entdecken". Doch seine "Pro-Vokation" zum Jahr des Glaubens 2012/13 benennt Probleme, die in der katholischen Kirche gerne unter den Teppich gekehrt werden. Werlens Klartext dürfte in der polarisierten Schweizer Bischofskonferenz (SBK) für Wirbel sorgen.

"Ich sehe so viel Asche, die in der Kirche über der Glut liegt, dass mich manchmal Hoffnungslosigkeit bedrängt." Dies sagte der kürzlich verstorbene Mailänder Kardinal Carlo Maria Martini in seinem letzten Interview. Werlen zitiert das Wort in einem Referat, das er am 21. Oktober zur Eröffnung des Glaubensjahres in der Klosterkirche Einsiedeln SZ gehalten hat. Dieser Tage ist der Aufsehen erregende Text überarbeitet in einer Broschüre veröffentlicht worden. Es handle sich dabei um ein Arbeitsdokument, das diskutiert werden solle und kritisiert werden dürfe, heisst es im Kurztext zur Broschüre. Und: "Hoffentlich ermutigt es in der Kirche engagierte Menschen, trotz aller Versuchung zur Verzweiflung miteinander die Glut unter der Asche zu suchen, damit das Feuer wieder zum Brennen kommt."

Haufen von erkalteter Asche

Werlen versteht seine Gedanken durchaus als Provokation. In diesem Wort sei der Begriff "vocatio" – Ruf, Berufung – enthalten, und das "pro" sage klar aus, dass die Berufung "in positiver Weise" herausgefordert und gefördert werde. Die Gedanken "wollen ermutigen, miteinander die Glut unter der Asche zu suchen, damit das Feuer wieder brennen kann."

Ungezählte Haufen von erkalteter Asche macht Werlen in der heutigen Kirche aus. Seine ungeschönte Diagnose: Die Situation der Kirche ist, fünfzig

In seiner Broschüre kritisiert Martin Werlen auch ein aus seiner Sicht überholtes System der Bischofsernennungen. Im Bild der Einsiedler Abt bei einem Auftritt an einer Kundgebung von Reformkatholiken im Jahre 2009 in Luzern.

Editorial

Glaubensfunken. – Von einem neuen Martin Luther ist die Rede oder gar von einem neuen Johannes XXIII.:Die Twitter-Gemeinde äusserte sich begeistert zum neusten Aufruf des Einsiedler Abtes, Martin Werlen, als Kirche wieder miteinander die Glut unter der Asche zu entfachen. Dieser ist am Wochenende auch auf grosses Medieninteresse gestossen.

Unter den Twitterern gibt aber solche, die bereits ahnen, was das Schicksal des ermutigenden Plädoyers sein könnte: "Klare Worte von Abt Martin", schrieb einer. Aber "leider wird es die Männer an der Macht kaum kratzen", fuhr der Twitterer fort.

Etwas eleganter drückte sich Florian Flohr, Kommunikationsbeauftragter der Kirche Luzern, am Montag gegenüber Radio DRS aus. Ein "Erdbeben" in der Kirche werde die Broschüre nicht auslösen. Aber wenn ein Abt eine derartige Broschüre veröffentliche, dann habe dies schon eine Bedeutung.

Flohr weist darauf hin, dass es sich bei den konkreten Forderungen des Abtes um Anliegen handelt, die in der Kirche der Schweiz und weltweit seit Jahrzehnten diskutiert würden. Die Stärke der Broschüre liegt aus seiner Sicht denn auch nicht in den Forderungen, sondern in der scharfen Analyse der gegenwärtigen Lage in der Kirche.

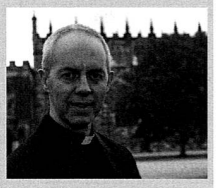
Und bestimmt auch darin, dass seine Äusserungen "spürbar in seinem Glauben verwurzelt" seien, wie Daniel Kosch, Generalsekretär der Römisch-katholischen Zentralkonferenz, in einer Stellungnahme gegenüber Kipa-Woche mitteilte.

Bei Abt Martin ist viel (Glaubens-) Glut spürbar. Vielleicht gelingt es seiner Schrift, die Funken auf andere – vor allem auch auf sogenannte Würdenträger – überspringen zu lassen. Auf dass die Asche, die so vieles erstickt, von einem heftigen Windstoss weggeblasen wird. Die Broschüre kann im Klosterladen Einsiedeln bestellt werden.

Barbara Ludwig

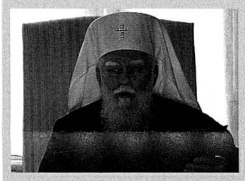
Namen & Notizen

Justin Welby. – Der derzeitige Bischof von Durham wird neuer Primas der anglikanischen Staatskirche von England. Königin **Elizabeth II.** ernannte vergangene Woche den 56-jährigen Geistlichen zum Nachfolger von **Rowan Williams** als Erzbischof von Canterbury. Der frühere Manager im Erdölgeschäft gehört dem evangelikalen Flügel an.(kipa / Bild: KNA)



Benedikt XVI. – Der Papst wird seine Botschaften künftig möglicherweise auch über Twitter verbreiten. Es gebe ein "Projekt", für das Kirchenoberhaupt einen entsprechenden Account zu eröffnen, teilte der Vatikan mit. (kipa)

Maxim. – Der bulgarisch-orthodoxe Patriarch ist am 6. November im Alter von 98 Jahren gestorben. Maxim stand mehr als 40 Jahre lang an der Spitze der orthodoxen Kirche seines Landes, die in der Zeit des Kommunismus starken Repressalien ausgesetzt und nach der politischen Wende anfangs der 1990er Jahre von einer schweren Spaltung bedroht war. (kipa / Bild: KNA)



René Brülhart. – Der Schweizer Anwalt und Anti-Geldwäsche-Experte ist zum neuen Direktor der vatikanischen Finanzaufsichtsbehörde AIF ernannt worden. Der frühere Leiter der Geldwäsche-Meldestelle von Liechtenstein war vom Vatikan bereits im September als Berater für die Anpassung seiner Vorkehrungen gegen Geldwäsche an internationale Standards bestellt worden. (kipa)

Walter Kirchschläger. – Der Theologe wurde vergangene Woche zum neuen Ehrensenator der Unversität Luzern ernannt. Der frühere Professor für Neues Testament amtete bis 2001 als Gründungsrektor der Universität. (kipa / Bild: Georges Scherrer)

Jahre nach Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-65), nicht nur in den deutschsprachigen Ländern "dramatisch". Es fehlen nicht nur immer mehr die Priester und Ordensleute, und es geht nicht nur der Kirchenbesuch kontinuierlich zurück, sondern das wirkliche Problem liegt laut Werlen anderswo: "Es fehlt das Feuer!"

Lähmende Polarisierung

Rund 20 Prozent der Schweizer Bevölkerung gehört zu keiner Glaubensgemeinschaft. Tendenz zunehmend. Für Werlen ist klar: "Wenn der Prozess so weitergeht, kann die erkaltete Kirche tatsächlich in unseren Breitengraden mit ihren Institutionen verschwinden." Die Versuchung in dieser Situation, bei der Asche stehen zu bleiben, ist gross, meint Werlen und kommt auf die grosse Polarisierung zwischen konservativ und progressiv in der heutigen Kirche zu sprechen. Auf beiden Seiten drehe sich vieles um die Asche. Für ihn ist klar. "Wenn wir als Kirche in den Polarisierungen stehen bleiben, dann stehen wir den Menschen im Weg, die Glut zu entdecken, die Leben schenkt und auch heute noch brennen will." Das Anliegen müsse sein, "heute zu hören, was Gott uns sagen will und es auch zu tun."

Selbstverschuldeter Schlamassel

Kein Blatt nimmt Werlen vor den Mund, wenn es um den selbstverschuldeten Schlamassel in der Kirche geht. Wenn es heute noch Kirchenmänner gebe, die darüber klagten, dass seit vierzig Jahren immer die gleichen Probleme thematisiert würden, so werde damit Zentrales aufs Spiel gesetzt, meint Werlen. "Wenn Probleme nicht angegangen werden oder nicht einmal über sie gesprochen werden darf, so wird mit solchen Verhaltensweisen die Glaubwürdigkeit – und damit aber auch das Glaubensgut – aufs Spiel gesetzt. Es geht um Wesentliches!" Mehr noch: Ein "Akt des Ungehorsams" sei es, wenn Situationen und Menschen nicht ernstgenommen würden.

Eingebüsste Glaubwürdigkeit

In Anspielung etwa auf die Pfarrei-Initiative Schweiz und ähnliche Vorstösse weltweit schreibt Werlen: "Weil Verantwortungsträger ihre Aufgabe nicht wahrnehmen und somit ungehorsam sind, werden als Nothilfe und Hilfeschrei Initiativen gestartet, die verständlich sind, aber auch zur Abspaltung und zum Verlassen der Institution führen können." Er habe Verständnis für viele Initiativen, die in den letzten Jahrzehnten gestartet worden seien, wolle aber einen anderen Weg weitergehen: "Miteinander die Glut in der Asche entdecken." In den letzten Jahren hat die Kirche für Werlen "sehr viel an Glaubwürdigkeit eingebüsst". Wenn es heute noch kirchliche Amtsträger gebe, die in der Öffentlichkeit sagen könnten, "dass die meisten sexuellen Übergriffe nicht in der Kirche geschehen, sondern in Familien, verraten sie damit neben einer unverantwortlichen defensiven Haltung auch theologische Inkompetenz." Auf diese Weise werde das Zeugnis der Kirche geschwächt: "Wenn sexuelle Übergriffe in Familien von Getauften geschehen, so sind das genauso Übergriffe in der Kirche. Zur Kirche gehören alle Getauften. Das Zeugnis aller Getauften ist gefordert."

Festgefahrene Zölibatsdiskussion

Erkaltete Asche, die es wegzuräumen gilt, sieht Werlen etwa im geltenden System der Bischofsernennungen. Für die Kirche im 21. Jahrhundert müsste es selbstverständlich sein, dass die Getauften und Gefirmten einer betroffenen Diözese "in angemessener Weise" in den Ernennungsprozess mit einbezogen würden.

Erkaltete Asche macht der Abt auch in der festgefahrenen Zölibatsdiskussion aus. Die zölibatäre Lebensform sei ein möglicher Weg der Nachfolge Jesu Christi, "genauso wie die eheliche Lebensform". Beide Formen seien Geschenke Gottes, doch werde das in der Öffentlichkeit kaum mehr so wahrgenommen, auch nicht unter Getauften: "Wir haben es fertiggebracht, die Christusnachfolge in der Ehelosigkeit so zu präsentieren, dass sie einfach als Gesetz gilt." Erkaltete Asche sieht Werlen auch in der Geschlechterfrage, in der sich die Kirche "unbeholfen und ratlos" zeige: "Mit dem Ja zur Frau tut sich die Kirche immer noch schwer."

Für fünf Jahre den Papst beraten

Asche macht Werlen schliesslich im Beratungsgremium des Papstes aus. Dabei gäbe es genügend Spielraum für neue Wege – Kardinäle gehören schliesslich nicht zum Glaubensgut. Werlens Vorschlag: Für jeweils fünf Jahre könnten Menschen aus der ganzen Welt – Frauen und Männer, Junge und weniger Junge – in dieses Gremium berufen werden. Alle drei Monate würden sie sich in Rom mit dem Papst treffen. Niemand unter den Anwesenden würde wegen der Sorge um die eigene Karriere etwas sagen oder verschweigen. Solche Treffen, schreibt Werlen, "könnten eine andere Dynamik in die Leitung der Kirche bringen." (kipa / Bild: Benno Bühlmann)

Ein nächster Schritt ist fällig

Tagung zur Ökumene mit Kurt Koch und Gottfried Locher in Bern

Von Andreas Krummenacher

Bern. – Der eine freute sich über das Zweite Vatikanische Konzil als "Point of no return" in der Ökumene, der andere beklagte sich über fehlende Fortschritte auch nach 50 Jahren Ökumenismus. Das Zusammentreffen des vatikanischen Ökumeneministers Kardinal Kurt Koch mit dem obersten Reformierten der Schweiz, Gottfried Locher, vom 8. November in Bern zeigte vor allem eines: Ein nächster Schritt im Dialog der Kirchen ist fällig.

Koch machte an der von Fokolar-Bewegung organisierten Tagung darauf aufmerksam, dass das ökumenische Wirken der Päpste seit den 1960er Jahren viel zu wenig gewürdigt werde. Dabei sei der Vater der ökumenischen Bewegung zweifellos Papst Johannes XXIII., so der Präsident des päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. Der Konzilspapst habe 1960 das SekretariaDt zur Förderung der Einheit der Christen gegründet, sein Nachfolger Paul VI. habe die Idee weitergeführt. Für beide sei die Ökumene der Hauptinhalt des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) gewesen. Der Kardinal zitierte Johannes Paul II. und Benedikt XVI., die beide das Konzil als "Point of no return" für den ökumenischen Dialog angesehen hätten. Es gebe also kein Zurück mehr. Die Ökumene sei theologische und kirchenrechtliche Verpflichtung gleichermassen – das Ziel die eucharistische Einheit, so Koch.

Wandlung als Grundproblem

Für Locher ist das Grundproblem der Ökumene das Thema Wandlung. Die Reformationskirchen, so der Ratspräsident des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes (SEK), würden die Wandlung von Brot und Wein in Leib und Blut Christi in einem liturgischen Akt ablehnen. Nicht das Kirchen- oder Amtsverständnis, das Verständnis der Wandlung sei das Problem. Nach 50 Jahren Ökumenismus stelle er fest, dass es keine Fortschritte gebe.

Die Symptome der konfessionellen Spannungen seien bekannt, die Konflikte würden aber nicht ausgetragen. Man habe sich an die Trennung gewöhnt, so Locher.

Abendmahl oder Eucharistie? Für Locher sind das nicht zwei gänzlich unterschiedliche Dinge. Eucharistie heisse Danksagung. Abendmahl sei Dank, Erinnerung und Vergegenwärtigung. Abendmahl sei also auch Eucharistie, diese folge bloss einer anderen Logik. Im Moment, wo in der katholischen Kirche die Wandlung vollzogen werde, stehe in der reformierten Kirche die Predigt, das Wort Gottes. Dieses hätte eine Wandlung zur Folge – Wandlung durch das gesprochene Wort. Für Locher gibt es eine Annäherung nur dann, wenn "wir das Verständnis von Wandlung gegenseitig begreifen und anerkennen". Das sei der Schlüssel zur Einheit. Schliesslich bat der SEK-Ratspräsident den Kardinal, sich für die eucharistische Gastfreundschaft einzusetzen.

Maria Voce, Präsidentin der Fokolar-B ewegung, plädierte ihrerseits für die Pflege der zwischenmenschlichen Beziehungen. Dies sei einer der wichtigsten Impulse zur Ökumene, die die Fokolar-Gründerin Chiara Lubich gegeben habe.

Wie geht es weiter?

Wie geht es nun weiter? Locher will unterscheiden zwischen Ökumene und Einheit. Die Ökumene, also der Dialog

Gottfried Locher (links) und Kurt Koch bei einer Begegnung 2007.

und die Zusammenarbeit, sei überlebenswichtig. Die Einheit sei auf absehbare Zeit nicht realisierbar. Für Koch gilt es, die Schätze aller Kirchen zu entdecken. Es gebe keine Kirche, die so reich sei, dass sie nicht der Schätze der anderen Kirchen bedürfte. Es gebe aber auch keine Kirche, die so arm sei, dass sie nicht ebenso Schätze habe, die sie mit den anderen Kirchen teilen könnte.

Der Dialog zwischen den Kirchen wird geführt, die Probleme sind bekannt. Jetzt wäre ein nächster Schritt fällig, so das Fazit der Tagung.

(kipa / Archivbild)

Kurz & knapp

"kreuz.net". – Das Bistum Chur duldet keine Mitwirkung von Mitarbeitenden der Diözese auf der umstrittenen Internetplattform "kreuz.net". Dies sagte Mediensprecher Giuseppe Gracia gegenüber Kipa-Woche. Vergangene Woche hat die Berliner Staatsanwaltschaft eine Liste mit den Namen von fünf Kirchenmitarbeitern erhalten, die eine enge Verbindung zum Portal haben sollen. Einer davon ist Reto Nay, Priester im Bistum Chur. (kipa)

Vatileaks. – Im Vatileaks-Prozess hat das Vatikangericht den Informatiker Claudio Sciarpelletti zu zwei Monaten Haft auf Bewährung verurteilt. Das Urteil erfolgte wegen Behinderung der Justiz und Begünstigung. Sciarpelletti hatte widersprüchliche Angaben über die Herkunft eines Briefumschlags mit der Aufschrift Paolo Gabriele, dem Namen des bereits verurteilten Ex-Kammerdieners, gemacht. (kipa)

Regeln. – Der Bischof von Chur, Vitus Huonder, hat Priestern und Gläubigen am 11. November die Gottesdienstregeln in Erinnerung gerufen. Huonder bezieht sich in seinem Hirtenwort auf ein Schreiben der Kongregation für den Klerus, die ihn um "Klärung zahlreicher Unregelmässigkeiten in Teilen des Bistums" gebeten habe. Diese betreffen insbesondere die Eucharistiefeier. Die Generalvikare Josef Annen und Martin Kopp räumten zwar ein, dass in einzelnen Fällen Priester die Liturgie abänderten. Sie verwahren sich in einer Mitteilung aber dagegen, die "bewährte" Praxis der Feier der Liturgie in Frage zu stellen. (kipa)

"Homo-Ehe" I. – Der Westschweizer Bischof Charles Morerod hat vergangene Woche die ablehnende Haltung der der katholischen Kirche zur sogenannten Homo-Ehe bekräftigt. Die Ehe sei nicht nur die "Anerkennung einer Liebe", sondern eine "Institution", die das Leben von Generationen weiter trägt, so der Bischof. (kipa)

"Homo-Ehe" II. – Am 7. November hat Frankreichs Ministerrat einen Gesetzentwurf zur Einführung gleichgeschlechtlicher Ehen und der Adoption durch homosexuelle Paare verabschiedet. Die Nationalversammlung wird sich ab Januar mit dem Entwurf befassen. (kipa)

Westschweizer Bistum ist in Geldnot

Freiburg i.Ü. – Das Westschweizer Bistum Lausanne-Genf-Freiburg hat finanzielle Schwierigkeiten. Diese sind so gross, dass die Diözese sogar Geld aufnehmen musste, bestätigte der Verwalter des Bistums, Jean-Baptiste Henry de Diesbach, vergangene Woche verschiedene Medienberichte.

Zur Höhe der jährlichen Defizite und der Schulden wollte Henry de Diesbach hingegen keine detaillierten Angaben machen. Das Bistum finanziert sich zum einen aus Beiträgen der vier Kantonalkirchen. Zum andern verfügt es über eigene Einnahmen, aus Spenden und Subventionen kirchennaher Organisationen wie etwa dem Fastenopfer. Bei dieser zweiten Finanzquelle seien die Einnahmen in den vergangenen zehn Jahren um über 50 Prozent zurückgegangen, erklärte der Verwalter gegenüber Kipa-Woche. Das Bistum sucht nun Hilfe bei den Kantonalkirchen, das heisst bei den Katholiken der vier Kantone Freiburg, Genf, Neuenburg und Waadt, die zur Diözese gehören. Zurzeit sei man im Gespräch mit den zuständigen Gremien, bestätigte Henry de Diesbach. Die Verhandlungen "laufen sehr gut". Der Verwalter verhehlt indes nicht, dass die Sanierung der Finanzen keine einfache Aufgabe sei. Denn auch die Kantonalkirchen hätten finanzielle Sorgen. Dabei wies er insbesondere auf die Kantone Genf und Neuenburg hin, die keine Kirchensteuer kennen.

Die Verwaltung der Diözese Lausanne-Genf-Freiburg kostet nach Angaben des Bistums rund zwei Millionen Franken jährlich Mit den Einnahmen muss das Bistum die Löhne des Bischofs und der Verwaltungsangestellten bezahlen. Hinzu kommen Ausgaben für die Priesterausbildung, die Pastoralplanung und das kirchliche Gericht.(kipa)

Sonderbotschafter des Papstes im Nahen Osten

Rom. – Papst Benedikt XVI. hat angesichts der anhaltenden Gewalt in Syrien einen Sonderbotschafter in den Nahen Osten entsandt. Kurienkardinal Robert Sarah solle seine Solidarität mit den Christen und der gesamten notleidenden Bevölkerung Syriens bekunden, sagte der Papst am 7. November.

Sarah sollte dort Vertreter der christlichen Kirchen in Syrien sowie Flüchtlinge aus dem Land treffen sowie eine Sitzung zur Koordination der Unterstützung katholischer Hilfsorganisationen leiten. Der Heilige Stuhl habe diese zu einer besonderen Hilfe für Syrien aufgerufen. Der aus dem westafrikanischen Guinea stammende Sarah leitet das vatikanische Caritas-Ministerium, den päpstlichen Rat "Cor Unum". Zugleich rief der Papst die Konfliktparteien abermals zur Beendigung der Gewalt auf.

Zudem hat der Vatikan umgerechnet 950.000 Franken als humanitäre Hilfe für die notleidende Bevölkerung Syriens bereitgestellt.Der Betrag war im Oktober unter den Teilnehmern der Weltbischofssynode in Rom gesammelt und durch eine persönliche Spende des Papstes erhöht worden. (kipa)

Die Zahl

3,6. – Die Kirchen und Religionsgemeinschaften Tschechiens sollen früher verstaatlichtes Eigentum im Wert von umgerechnet 3,6 Milliarden Franken direkt zurückerhalten. Das Prager Abgeordnetenhaus hat vergangene Woche nach einer teils stürmischen Debatte ein entsprechendes Gesetz verabschiedet. Geplant ist überdies eine finanzielle Entschädigung für nicht mehr erstattbare Immobilien und Grundstücke im Wert von umgerechnet 2,8 Milliarden Franken. Im Gegenzug will sich der Staat schrittweise aus der Finanzierung der Kirchen zurückziehen. Von dem Gesetz profitieren nicht nur die Kirchen, sondern auch Tausende Städte und Gemeinden in Tschechien. Mit der Regelung wird klargestellt, welche Grundstücke den Kirchen gehören und welche den Gemeinden. Unter dem kommunistischen Regime waren den tschechischen Kirchen 181.000 Hektar Wald, 72.000 Hektar landwirtschaftliche Nutzfläche und mehr als 8.000 Hektar weiterer Boden entzogen worden. (kipa)

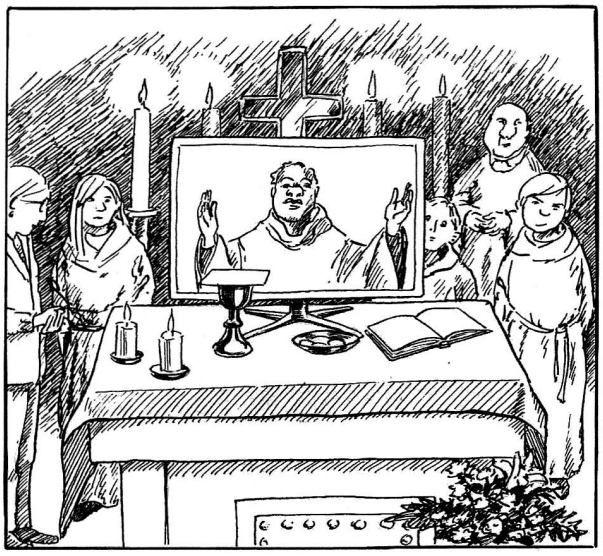
Das Zitat

Gott und die Vernunft. – "Da, wo Gott geleugnet wird, bricht am Ende auch die Vernunft zusammen."

*Der Philosoph **Robert Spaemann** sieht einen Zusammenhang zwischen der Aufklärung der Vernunft und der Göttlichkeit der Wahrheit. Ohne Wahrheit könne es keine Aufklärung geben, sagte er gegenüber **Radio Vatikan** (11. November). Es blieben nur noch die individuellen Perspektiven des Einzelnen und ein Zeitalter der Mythen: Ein Zusammenbruch des Denkens. (kipa)*

Zeitstriche

***Skype-Priester.** – Das Jammern über Priestermangel gehört zur katholischen Kirche wie das Amen. In seinem jüngsten Hirtenbrief schreibt der Churer Bischof Vitus Huonder jedoch, in seiner Diözese gebe es genug Priester, um in jeder Pfarrei oder Region am Wochenende eine Eucharistiefeier vorzusehen. Zeichnerin Monika Zimmermann schlägt den Einsatz von Skype gegen Priestermangel vor. (kipa)*



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Barbara Ludwig
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

man eher vergessen. Ich glaube allerdings nicht, dass der gewaltige Einsatz und das einmalige Kirchenerlebnis der Synodalen ohne intensive gemeinsame Arbeit in der Formulierung zukunftsorientierter Empfehlungen und Entscheidungen möglich gewesen wäre.

Die Texte hatten einen verschiedenen Stellenwert. Die 12 Themen wurden eingeführt durch Kommissionsberichte, die sehr interessante Analysen und Zusammenhänge aufzeigten. Diese wurden von den Synoden zur Kenntnis genommen. Es folgen die Entscheidungen und Empfehlungen, welche in den Versammlungen diskutiert, abgeändert und durch Mehrheitsbeschluss angenommen wurden. Diese erforderten die Zustimmung durch den Bischof bzw. durch die Bischofskonferenz. Es handelt sich somit nicht um private Texte, sondern um offizielle kirchliche Entscheidungen und Empfehlungen.

Behandelt wurden 12 Themen. Die Texte wurden in 12 Faszikeln zu je 30–50 Seiten publiziert. Im Folgenden sei auf diese anhand einiger Beispiele hingewiesen. Die zitierten Texte beziehen sich auf die Synodentexte des Bistums St. Gallen:

1. Glaube und Glaubensverkündigung heute

Zur Zeit der Synode 72 gab es in unseren Bistümern nur sehr wenige Pastoralassistenten. Das Thema der Laienpredigt war weniger akut als heute. Trotzdem machte man sich Gedanken über die Predigtvollmacht von Pastoralassistenten: «Die Predigt in ausserordentlichen Situationen, auch in der Eucharistiefeier, ist möglich» (I, 12,2). Das Thema wurde auch in der Deutschen Synode behandelt und kam in einem Treffen des internationalen Arbeitskreises zur Sprache. Prof. Karl Lehmann (später Kardinal) vertrat den Standpunkt der Deutschen Synode, Mgr. Meester von der Kleruskongregation machte Einwände.

2. Gebet, Gottesdienst und Sakramente im Leben der Gemeinde

Wie heute wurde das Firmalter diskutiert. Die Synode formulierte eher vorsichtig: «Es soll überlegt werden, wie ein bewusst und gründlich vollzogener Firmempfang junger erwachsener Menschen anzustreben sei» (II, 10,3,1). Das Bistum St. Gallen kennt heute flächendeckend die Firmung ab 18. Einzelbeicht, Bussfeier und Kinderbeicht vor oder nach der Erstkommunion waren damals heftig diskutierte Fragen. Heute sind die Voraussetzungen anders als damals, das Problem muss fundamentaler aufgearbeitet werden.

3. Planung der Seelsorge in der Schweiz

Wie soll die vom Konzil ermöglichte Weihe von permanenten Diakonen in der Schweiz aufgenommen werden? Ich wollte die Fragestellung damals der synodalen Vorbereitungskommission «Soziale Aufgaben der Kirche in der Schweiz» zuweisen. Diese fühlte sich aber von ihrer Zusammensetzung her nicht in der Lage, die Frage zu bearbeiten. Sie wurde unter dem Titel «Kirchliche Amtsträger» behandelt und somit stärker in die Linie des Priesterersatzes eingespurt (III, 6,3). Dies entspricht der damaligen und der heutigen Situation.

Intensiv befassten sich die Synoden mit der Frage der Weihe von Viri probati, der Wiedereingliederung verheirateter Priester und ganz vorsichtig der Priesterweihe für Frauen (III, 6.5 ff.).

4. Kirche im Verständnis des Menschen von heute

Wie sollte das anzustrebende Ideal der Kirche aussehen? Die Synoden entwarfen ein Gemeindemodell (IV, 8.2). Sie stellten sich aber auch der Frage: Wie verhalten wir uns zum kirchenfreien Christentum? «Es kann daher Christen geben, die überzeugt sind, ihren Glauben ausserhalb der kirchlichen Gemeinschaft besser leben zu können. Solche sind nicht einfach als gleichgültig und lau zu betrachten, sondern ernst zu nehmen» (IV, 9.1).

5. Gemeinsames Zeugnis und Zusammenarbeit der Kirchen und Christen

Einen starken Impuls zur Ökumene gab das Zweite Vatikanische Konzil. Die Synode versuchte, die Konzilstexte zu konkretisieren und zu verwirklichen. Besondere Themen waren dabei die Frage der Mischehe und der Eucharistiegemeinschaft.

6. Ehe und Familie im Wandel der Gesellschaft

Im Konzil zog der Papst das Thema der Geburtenregelung an sich. Am 25. Juli 1968 erschien die Enzyklika «Humanae vitae». Die Schweizer Bischofskonferenz publizierte dazu am 11. Dezember 1968 eine Erklärung. Die Synode schloss sich dieser an (VI, 5.2.1). Intensiv befasste sie sich mit dem Problem der Zulassung wiederverheirateter Geschiedener zu den Sakramenten. Sie formulierte einen sorgfältig ausgearbeiteten Fragekatalog, welcher zu einer pastoral verantwortbaren Lösung beitragen kann(VI, 6.4).

7. Verantwortung der Kirche in Arbeit und Wirtschaft

Die Synode befasste sich eingehend und kompetent mit dem schweizerischen Wirtschaftssystem und aktuellen konkreten Fragen wie: das Recht auf Arbeit (VII, 3.2.4), Mitbestimmung (VII, 3.4.2) und lehnte das damals geltende Saisonnierstatut bezüglich des nicht möglichen Familiennachzuges ab (VII, 3.4.8).

8. Soziale Aufgabe der Kirche in der Schweiz

Die Synode rief in Erinnerung, dass Diakonie eine Wesensaufgabe der Kirche ist. Welches ist die besondere Aufgabe der Kirche neben der Sozialhilfe

SYNODE 72

des Staates? Diese Frage suchte die Synode zu beantworten. Konkret wurden die Aufgaben des Sozialarbeiters im kirchlichen Dienst umschrieben (VIII, 6.4). Wie auch heute, äusserte sich die Synode zur Haltung den Flüchtlingen gegenüber.

9. Beziehungen zwischen Kirche und politischen Gemeinschaften

Zu Beginn der Synode 72 war es selbstverständlich, dass ein Katholik Mitglied der CVP bzw. deren Vorgängerparteien war. Die St. Galler Bischöfe Alois Scheiwiler (1930–1939) und Josephus Meile (1938–1957) waren aktive Exponenten der Christlichsozialen Partei und Gewerkschaft. Nicht ohne Kritik christlicher Politiker beschloss die Synode: «Die Kirche soll grundsätzlich zu allen Parteien ein offenes Verhältnis anstreben. Dabei ist allerdings darauf hinzuweisen, dass es an den Parteien selbst liegt, ihr eigenes konkretes Verhältnis zur Kirche durch ihre Anschauungen und ihre politische Tätigkeit zu finden» (IX, 5.2). Die Synode bejahte klar die Kirchensteuer und die Kirchgemeinde (IX, 6.2). Die Synode ersuchte die Schweizer Bischofskonferenz, die als eigenartig empfundene Bistumseinteilung in der Schweiz neu zu regeln (IX, 6.5). Die Schweizer Bischofskonferenz nahm diese Empfehlung entgegen. Eine Sonderkommission legte 1980 einen 114-seitigen Bericht mit einem Vorschlag über die Neueinteilung vor. Die Realisierung wurde allerdings nicht intensiv an die Hand genommen.

10. Die Verantwortung der Kirche in der Schweiz für Mission, Entwicklung und Frieden

Die Frage nach dem Sinn unserer Schweizer Armee wirbelte an einer schweizerischen Sitzung einigen Staub auf. Vor allem Delegierte aus der Westschweiz und aus dem Tessin waren der Meinung, die Armee könne abgeschafft werden. Die Synode wurde zum Tagesgespräch und heftig kritisiert. Die CVP des Kantons Graubünden protestierte in einem formellen Brief. Die Synode stimmte folgendem Text zu: «Die schweizerische Armee (...) ist letztes Mittel, bewaffnete Aggression von aussen abzuhalten (...). Unter dieser Voraussetzung erfüllt der Soldat seine Aufgabe im Sinn des christlichen Friedensauftrages» (X, 8.4.3).

11. Bildung und Freizeitgestaltung

Wichtige Themen waren «Familie und Schule» (XI, 10.2) und katholische Privatschule (XI, 10.4).

12. Information und Meinungsbildung in Kirche und Öffentlichkeit

Angestossen durch das Konzil und gedrängt durch neu entstandene Medien war man sich bewusst, dass in diesem Bereich ein grosser Nachholbedarf besteht.

4. Wie weiter?

Die Synode hinterliess ca. 500 Seiten von sehr wertvollen Texten, welche auch heute mit Gewinn zur Hand genommen werden. Von den Entscheidungen sind einige realisiert worden, andere sind in Erinnerung geblieben, andere in Vergessenheit geraten. Wie aus dem kurzen Überblick hervorgeht, bemühte sich die Synode 72 um eine umfassende Standortbestimmung und um verantwortungsbewusste Anregungen für die Zukunft der Kirche. Man muss heute nüchtern feststellen, dass es nicht möglich war, alle einzelnen Entscheidungen und Empfehlungen zu realisieren. Es war eine personelle Überforderung für die Profis. Das Gros der Kirchgänger blieb eher passiv. Trotzdem ist es ein Geschenk für die Kirche, Perspektiven zu haben, die den Rahmen des unmittelbar Realisierbaren übersteigen.

Die Empfehlungen zuhanden der Weltkirche wurden systematisch in die Stellungnahme der Bischofskonferenz zum Entwurf des neuen Codex Iuris Canonici 1983 einbezogen. Einige wurden aufgenommen, andere nicht.

Erbe der Diözesansynoden sind die diözesanen Räte. Auf schweizerischer Ebene empfahl die Synode 72 der Schweizer Bischofskonferenz, einen gesamtschweizerischen Pastoralrat zu errichten. Das Hauptanliegen war die Zusammenarbeit unter den verschiedenen Sprachgebieten, welche vor der Synode fast kontaktlos nebeneinander wirkten, intensiv weiterzuführen. Die Bischofskonferenz bemühte sich, einen solchen Rat zu gründen. Ich legte am 1. April 1976 einen Statutenentwurf vor. Wegen negativer Reaktion von Seiten Roms verwirklichten die Bischöfe das Projekt nicht. Sie beriefen noch zwei Mal ein «Pastoralforum» als Einzelevent ein.

Ich glaube nicht, dass heute eine Synode im Stil der Synode 72 einberufen werden sollte. Die damaligen Voraussetzungen sind heute nicht vorhanden. Was aber der Kirche der Schweiz fehlt, sind besondere Anstrengungen über die Routinetätigkeit von Kommissionen und Räten hinaus. Drängende Fragen sollten von Zeit zu Zeit in einer ausserordentlichen Bündelung aller Kräfte, einer Synode, in Angriff genommen werden. Im Unterschied zur Synode 72 müsste die Thematik begrenzt sein. Eine zeitliche Begrenzung des Vorgangs wäre wichtig. Struktur und Erfahrungen der Synode 72 sind eine wertvolle Basis für neue Initiativen. *Ivo Fürer*

Adventseinkehrtage in Einsiedeln

P. Karl Wallner OCist spricht im Theatersaal am 1./2. Dezember 2012 (ab SA 14.30 Uhr) zum Thema «‹Gott von Gott, Licht vom Licht› – Der Glaube an Jesus Christus als die Selbstoffenbarung Gottes».

Öffentlicher Anlass der Akademischen Arbeitsgemeinschaft; Kontaktadresse: Dr. Robert Huber, Telefon 041 370 60 50, Fax 041 370 60 42, E-Mail robert.huber@bluewin.ch

SKZ 46/2012

«ZUSAMMEN DINIEREN UND DEFINIEREN»

ÖKUMENE

Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden»: Mit diesem Gebetsruf, Leitthema der 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) 2013 in Busan (Korea), trafen sich etwa 300 Männer und Frauen, darunter die 150 Delegierten aus aller Welt, zur 60. Zentralausschuss-Tagung des ÖRK in Kolympari (Kreta). Die Einladung an die Orthodoxe Akademie von Kreta in Kolympari ging vom Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel, Bartholomaios I., aus. Der Zentralausschuss (ZA) vertritt als ein Leitungsgremium des ÖRK die 349 Mitgliedskirchen.

Gerechter Friede

Der Fokus dieser letzten ZA-Tagung vor der Vollversammlung lag auf der Aufarbeitung der Friedenskonvokation von Jamaika 2011 und der Weiterarbeit am Konzept eines gerechten Friedens. ÖRK-Generalsekretär Olav Fykse Tveit unterstrich die Bedeutung eines «gemeinsamen Auftretens der Kirchen als eine Gemeinschaft von Friedensstiftern» sowie die Bedeutung der ökumenischen Bewegung als ein die verschiedenen Friedensinitiativen vereinigendes Instrument. Der Ansatz des «gerechten Friedens» sei eine wichtige Komponente für die strategische Ausrichtung der Arbeit des ÖRK. Tveit rief die Kirchen zudem dringend auf, sich ernsthaft mit den Folgen der Finanzkrise in Europa zu befassen.

Einheit und Missionsverständnis

Zwei Entwürfe zu «Erklärung zur Einheit» der Kommission «Glaube und Kirchenverfassung» und «Gemeinsam für das Leben: Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten» der Kommission für Weltmission und Evangelisation wurden gutgeheissen. Diese beiden für die Vollversammlung 2013 vorgesehenen Texte sollten einen starken Impuls geben im Blick auf weitere Prioritäten des ÖRK für die nächsten Jahre. Tveit lobte die Aufnahme von Aspekten wie «Mission im Leben – in den und aus den Randgebieten» in das neue Verständnis von «Mission und Evangelisation», genau diese entsprächen der heutigen Lebenswirklichkeit.

Bartholomaios I. hob bei seinem Besuch der ZA-Tagung hevor, dass «das Bekenntnis des Ökumenischen Patriarchats zu Vision und Mission des ÖRK – in den frühen und kreativen Jahren und durch die schwierigen und von Uneinigkeit geprägten Momente hindurch – immer unerschütterlich und allem übergeordnet» gewesen sei. Das Ehrenoberhaupt der Weltorthodoxie zeigte sich überzeugt, dass die Bemühungen um die Einheit der Christen auch eine Antithese zu Intoleranz, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit seien.

«Zusammen dinieren und definieren»

Mit dem neuen Motto «dine and define together» – «zusammen dinieren und definieren» beschrieb der ÖRK-Generalsekretär die Aufgaben des ÖRK. Der Rat wolle den Kirchen helfen, den Tisch zu decken zum Teilen des Lebens und der Gaben Gottes. Das Bild steht für die ökumenische Gemeinschaft als einer Tischgemeinschaft, welche auch «unser Leben und unsere Liebe, unsere Geschichte und unser Leid teilen soll am selben Tisch». Ebenso solle die Arbeit gemeinsam diskutiert werden und ein Bewusstsein für die aktuellen Herausforderungen der Kirche entstehen, «was uns trennt und was uns vereint». Einheit sei ein Ausdruck von Leben und von Liebe, so Tveit. Es gehe nicht nur um Resultate oder perfekte Einmütigkeit oder darum, lediglich «etwas» gemeinsam zu teilen, vielmehr gehe es ums Ganze. Denn das sei die Bedeutung von Abendmahlsgemeinschaft, erläuterte der norwegische Lutheraner. «Dafür setzen wir uns ein, und in den letzten 60 Jahren ist da Einiges in dieser Richtung entstanden in Europa.» Die Formel «Dinieren und definieren» sei ein Symbol für die ökumenische Bewegung und für ihr Ziel. Eine solche Tischgemeinschaft im weiteren Sinn muss nach Ansicht Tveits zugleich im gemeinsamen Handeln, Beten und Leben für Gott ihren Ausdruck finden. So erweise sich das Ziel des «gerechten Friedens» im gemeinsamen Handeln für eine andere Lebensqualität.

Christen und Muslime

In einem Hearing zu «Christen und Veränderungen in der arabischen Welt» betonte der Redner Tarek Mitri vom griechisch-orthodoxen Patriarchat von Antiochien und dem ganzen Osten, Professor an der Amerikanischen Universität in Beirut, ehemaliger Minister sowie früheres Stabsmitglied des ÖRK für Interreligiösen Dialog und Programme von Zusammenarbeit, die Komplexität der politischen Lage in arabischen Ländern. Die Rolle der Kirchen sei vor allem ein Zusammenbringen von Christen und Muslimen für das Gemeinwohl und für den gemeinsamen Einsatz zugunsten des Friedens. Meist stehe nicht die Beziehung zwischen einer muslimischen Mehrheit und christlichen Minderheit auf dem Spiel, sondern es gehe um Gerechtigkeit, politische Teilhabe, Menschenrechte und nationale Würde. Die Kirchen hätten die Christen und Muslime nie als zwei sich gegenüberstehende Blöcke wahrgenommen oder die Rechte der Minderheit den Ansprüchen der Mehrheit gegenübergestellt. Statt dieser Mehrheit-Minderheit-Dynamik betonte Mitri die Bedeutung eines neu zu erfindenden «Pakts der Bürgerschaft», der Christen und Muslime durch politische Partizipation verbinde. Ein solcher Pakt war in einigen Befreiungsbewegungen ein entschei-

Die evangelisch-reformierte Theologin und Pfarrerin Esther R. Suter berichtet regelmässig als Fachjournalistin in verschiedenen kirchlichen und säkularen Medien über aktuelle christliche Veranstaltungen.

dender Faktor und sollte im gegenwärtigen Verlangen der arabischen Völker für Freiheit, Würde und Demokratie wieder eingefordert werden.

Aus kirchlicher Sicht äusserte Erzbischof Nareg Alemezian, ökumenischer Beauftragter des Katholikos von Kilikien, seine Besorgnis über die Auswirkungen der politischen Ereignisse auch auf den Libanon: Die Auswanderung vor allem junger Libanesen – Christen und Muslime –, die keine Perspektiven für eine bessere Zukunft sehen können, nehme zu. Es sei schwierig geworden, die Menschen zum Bleiben zu überzeugen und sich für das gemeinsame Zusammenleben zu engagieren.

Esther R. Suter

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Im Herrn verschieden

Leo Nietlispach, em. Pfarrer, Untersiggenthal (AG)

Der am 3. November 2012 Verstorbene wurde am 11. Februar 1930 in Muri (AG) geboren und empfing am 29. Juni 1958 in Solothurn die Priesterweihe. Als Vikar war er von 1958 bis 1962 in St. Maria Schaffhausen und von 1962 bis 1971 in Peter und Paul in Aarau tätig. Er wirkte von 1971 bis 1982 als Pfarrer in Entfelden (AG) und von 1982 bis 1999 in Leuggern (AG). Von 1999 bis 2004 war er als Mitarbeitender Priester in Wohlenschwil (AG) tätig. Zudem war er von 1976 bis 1982 Dekan des Dekanates Aarau. Von 2004 bis zu seinem Tod stand er als Mitarbeitender Priester in den Pfarreien des Seelsorgeverbandes Kirchdorf-Nussbaumen-Untersiggenthal (AG) im Dienst. Die Beerdigung fand am 7. November 2012 in Muri (AG) statt.

BISTUM CHUR

Ernennungen

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder ernannte:

Frau RA Dr. iur. et lic. rer. pol. *Tina Purtschert*, Zürich, auf den 1. Januar 2013 zum neuen Mitglied des Administrationsrates des Bistums Chur für die Dauer von fünf Jahren;

Artur Wladyslaw Czastkiewicz zum Leiter/Kaplan der Polenmission für die Kantone Zürich und Glarus auf den 1. November 2012.

Chur, 8. November 2012

Bischöfliche Kanzlei

PPK-BERICHT

Partnerschafts-, Ehe- und Familienpastoral

Das Leben in einer Partnerschaft und als Familie wird in unserer Zeit und Gesellschaft vor immer neue Herausforderungen gestellt. Die Lebenswelten und Lebenslagen heutiger Paare und Familien sind komplex geworden, und ihre «Wirklichkeit» ist oft weit entfernt von Idealvorstellungen oder traditionellen Modellen. Neue Formen des Zusammenlebens haben sich entwickelt, in denen Partnerschaft und Elternschaft, Ehe und Familie nicht mehr automatisch zusammenfallen. Lebensformen, Arbeits- und Wohnverhältnisse, Rollenverteilungen, Erziehungsideale sind verhandelbar geworden und ändern sich meist mehrmals im Verlauf eines Lebens. Mit den neuen Freiheiten und Möglichkeiten, die der gesellschaftliche Wandel mit sich gebracht hat, sind neue Zwänge und Abhängigkeiten gekommen. So können etwa das veränderte Rollenverständnis von Frau und Mann und eine Berufstätigkeit beider Partner zur allgemeinen Zufriedenheit beider Partner beitragen und sich so auf Partnerschaft und Familienarbeit positiv auswirken. Gleichzeitig stellt diese Umverteilung der Zuständigkeiten grosse Anforderungen an beide Partner bzw. an die ganze Familie und kann längerfristig zu einer Zerreissprobe werden, der sich angesichts der aktuellen wirtschaftlichen Entwicklungen auch immer weniger Paare aktiv entziehen können. Freiheiten und Abhängigkeiten sind zudem oft ungleich verteilt, so dass nicht alle gleichermassen von ihnen profitieren können bzw. von ihnen betroffen sind.

Für die katholische Kirche der Schweiz stellt sich die Frage, wie sie Partnerschaften, Ehen und Familien in einer Zeit der Umbrüche und der zunehmenden Unsicherheiten so unterstützen kann, dass diese auf Dauer gelingen können. Eine Arbeitsgruppe der Pastoralplanungskommission hat dazu im letzten Jahr im Auftrag der Schweizer Bischofskonferenz einen Bericht verfasst, der nicht nur die veränderten wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Bedingungen heutiger Paare und Familien aufzeigt, sondern auch um ein besseres Verständnis ihrer vielfältigen und oft auch widersprüchlichen Realitäten bemüht ist. Die Broschüre liefert neben den allgemeinen soziologischen Betrachtungen auch einen guten Überblick über die Organisation der Partnerschafts-, Ehe- und Familienpastoral auf der Ebene der Kirche Schweiz (diözesane Fachstellen, kantonal-kirchliche Einrichtungen, kirchlich-staatliche Kooperationen, überregionale Vereinigungen) sowie über die bereits vorhandenen kirchlichen Angebote (Bildung, Begleitung, Diakonie, Spiritualität).

Die Autorinnen und Autoren des Berichts kommen mehrheitlich zu einem positiven Fazit bezüglich des Engagements der Kirche und der Vielfalt und kontextuellen Sensibilität ihrer Angebote im benannten Bereich.

Kritisiert wird aber die Tatsache, dass sich Engagement und Angebote immer noch weitgehend auf die «klassischen» Lebensformen von Ehepaaren und Familien richten. Weiter wird moniert, dass eine gendersensible Partnerschafts-, Ehe- und Familienpastoral noch stärker als bisher wahrgenommen werden sollte. Um die Reichweite, Breite und Nachhaltigkeit der Arbeit zu optimieren und die Qualität der Angebote auch in Zukunft garantieren zu können, plädiert die Arbeitsgruppe für flächendeckende Strukturen, eine weitergehende Professionalisierung der Fachpersonen sowie eine bessere Vernetzung der Fachstellen und Einrichtungen. Last but not least empfiehlt sie den Bischöfen, sich vermehrt auch in öffentlichen Stellungnahmen für familienfreundliche gesellschaftliche und wirtschaftliche Rahmenbedingungen einzusetzen und so neben der kirchlichen auch die gesellschafts-politische Dimension des Engagements wahrzunehmen.

Eva Baumann-Neuhaus, SPI

Der Bericht «Partnerschafts-, Ehe- und Familienpastoral» (Bericht der Pastoralplanungskommission der SBK. St. Gallen 2011, 32 S.) kann über den Buchhandel bezogen werden.

Konzilszeuge

Luigi Bettazzi: Das Zweite Vatikanum. Neustart der Kirche aus den Wurzeln des Glaubens. (echter) Würzburg 2012, 127 S.

«Aggiornamento» als sinnvolle Weiterführung der Tradition, dafür plädiert einer der letzten Augenzeugen. *(ufw)*

Autorinnen und Autoren dieser Nummer
Dr. *Eva Baumann-Neuhaus*
Schweiz. Pastoralsoziologisches Institut, Gallusstrasse 24, Postfach
9001 St. Gallen
Eva.Baumann-Neuhaus@spi-stgallen.ch
Bischof DDr. h. c. *Ivo Fürer*
Bahnhofstrasse 4, 9200 Gossau
Ivo.Fuerer@bistum-stgallen.ch
Dr. *Christoph Gellner*
IFOK, Abendweg 1, 6006 Luzern
christoph.gellner@unilu.ch
Lic. theol. *Detlef Hecking*, BPA, Bederstrasse 76, 8002 Zürich
detlef.hecking@bibelwerk.ch
Esther R. Suter
Dornacherstrasse 286, 4053 Basel
Esther-R.Suter@unibas.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ

Redaktion
Maihofstrasse 76, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Redaktionskommission
Prof. Dr. *Adrian Loretan* (Luzern)
P. Dr. *Berchtold Müller* (Engelberg)
Pfr. *Heinz Angehrn* (Abtwil)

Herausgeberkommission
GV Dr. *Markus Thürig* (Solothurn)
Pfr. *Luzius Huber* (Wädenswil)
Pfr. Dr. P. *Victor Buner* (Amden)

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.

Kipa-Woche als SKZ-Beilage
Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch

Römisch-katholische Seelsorgeeinheit Sargans-Vilters-Wangs

Wir suchen für unsere Seelsorgeeinheit Sargans-Vilters-Wangs per sofort oder nach Vereinbarung eine/einen

Jugendseelsorgerin/ Jugendseelsorger
(80–100%)

Ihr Aufgabengebiet umfasst:
- offene kirchliche Jugendarbeit
- Verbands-Jugendarbeit
- Religionsunterricht Primar- und Oberstufe
- Gestaltung von Schulgottesdiensten
- Mitarbeit, evtl. Leitung beim Firmprojekt 18+

Wir erwarten von Ihnen:
- aufgeschlossene, engagierte, teamfähige Persönlichkeit
- abgeschlossene (oder vergleichbare) Ausbildung als Religionspädagogin/Religionspädagoge RPI (KIL)

Wir bieten Ihnen:
- eine lebendige, vielseitige Seelsorgeeinheit
- viel Freiraum bei der Ausgestaltung Ihrer Aufgabengebiete
- ein engagiertes Team
- gute Infrastruktur mit zeitgemässen Anstellungsbedingungen

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Pastoralassistent Kletus Hutter, Telefon 081 723 00 40, E-Mail kletus.hutter@kath-saviwa.ch

Ihre schriftliche Bewerbung senden Sie bitte an: Beat Raschle, Präsident Katholische Kirchgemeinde Sargans, Leginglenstrasse 18, 7320 Sargans.

Schweizer Bischofskonferenz
Conférence des évêques suisses
Conferenza dei vescovi svizzeri

Bioethikkommission
Commission de bioéthique
Commissione bioetica

Die Bioethikkommission der Schweizer Bischofskonferenz sucht

eine/n wissenschaftliche/n Mitarbeiter/in (50%)

welche/r die Kommission in ihrer Beratungstätigkeit für die Schweizer Bischöfe unterstützt und aktiv am bioethischen Diskurs in der Schweiz teilnimmt.

Wir erwarten:
- Universitätsabschluss oder äquivalente Ausbildung
- vertiefte Kenntnisse biomedizinischer und ethischer Fragestellungen
- Erfahrung mit bioethischen Themen
- unabhängiges Arbeiten
- gute Deutsch-, Französisch- und Englischkenntnisse
- gute Organisations- und Kommunikationsfähigkeiten
- Zugehörigkeit zur katholischen Kirche und Vertrautheit mit deren Strukturen und Lehren

Wir bieten:
- eine interessante Tätigkeit mit mannigfachen Kontaktmöglichkeiten in Kirche, Gesundheitswesen und Politik
- die Chance, verschiedene Dossiers der aktuellen Bioethik-Debatte prospektiv zu bearbeiten
- nach Möglichkeit wissenschaftliche Forschung
- eine angemessene Besoldung

Stellenantritt: 1. Januar 2013 oder nach Vereinbarung

Arbeitsort: Sekretariat der Bischofskonferenz, Freiburg

Für Fragen steht Ihnen der Präsident der Bioethikkommission gerne zur Verfügung: Prof. Thierry Collaud, Uni-Miséricorde, Avenue de l'Europe 20, 1700 Fribourg; thierry.collaud@unifr.ch

Ihre Bewerbung mit den üblichen Unterlagen schicken Sie bitte bis zum 7. Dezember 2012 an die oben genannte Adresse.

KLOSTER RICKENBACH
vereinfachen • vertiefen • versöhnen

Endlich ...

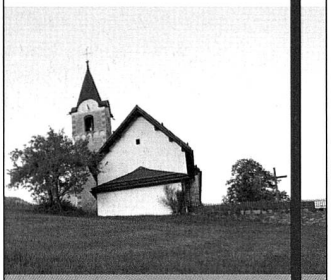
entschleunigen, aufatmen, Kraft schöpfen,
sich neu ausrichten ... individuell oder im Rahmen
einer begleiteten AUSZEIT ...

Umhören – ein Gebot der Sorgfalt

Weil es darauf ankommt, wie es ankommt.

MEGATRON
www.kirchenbeschallungen.ch
Bahnhofstrasse 50 | 5507 Mellingen
Tel. 056 481 77 18
megatron@kirchenbeschallungen.ch

IM – Schweizerisches katholisches Solidaritätswerk



Helfen Sie über Ihr Leben hinaus

Solidarität mit bedürftigen Katholiken: Berücksichtigen Sie die IM im Testament.

Broschüre bestellen:
Tel. 041 710 15 01
info@im-solidaritaet.ch
www.im-solidaritaet.ch

Kommunikativer, menschlicher
Seelsorger mit langjähriger Pfarreierfahrung
möchte sich in aufgeschlossener Kirchgemeinde engagieren. Gerne auch Teilzeit, Advent-, Weihnacht-Einsätze, Krankheitsvertretung, Schule.
Zuschriften an: hans.suck@yahoo.de, Fon 079 262 57 35
Post: Kohlschwärzi 9, 5014 Gretzenbach

Schweizer GLAS-Opferlichte EREMITA

NEU!

direkt vom Hersteller
- in umweltfreundlichen Glasbechern
- in den Farben: rot, honig, weiss
- mehrmals verwendbar, preisgünstig
- rauchfrei, gute Brenneigenschaften
- prompte Lieferung

Senden Sie mir Gratismuster mit Preisen
Name
Adresse
PLZ/Ort
Einsenden an: Lienert-Kerzen AG, Kerzenfabrik, 8840 Einsiedeln
Tel. 055 / 412 23 81, Fax 055 / 412 88 14

LIENERT KERZEN

AZA 6002 LUZERN
8702 / 116
1552

Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln

SKZ 46 15. 11. 2012